



Liam Clarke †

Jenna Parry †

David Dilling †

Kelly Stephenson †

Anthony Martin †

Dale Crole †

Luke Goodridge

WALES

Die Stadt der traurigen Kinder

Rund um die Kleinstadt Bridgend bringen sich junge Menschen um, so viele wie nirgendwo sonst in Europa. Eltern, Pastoren, Lehrer sind auf der Suche nach dem Sinn dieser Todessehnsucht, in einem toten Winkel der globalisierten Welt.



Angie Fuller †

Thomas Davies †

Zachery Barnes †

Natasha Randall †

Nathaniel Pritchard †

Leigh Jenkins †

Gareth Morgan

Herr, lass Gnade kommen über diese Stadt. Der Pastor schließt die Augen, die Gläubigen in der Tabernacle Church senken die Köpfe. Sie haben in den vergangenen Monaten zu viele ihrer Kinder beerdigt, zuletzt die 16-jährige Jenna Parry, die Menschen in Bridgend könnten Hilfe von oben gut gebrauchen.

Etwa 130 Gläubige sitzen auf grüngepolsterten Kirchenbänken, in Turnschuhen, Jeans und Lederjacken. Es ist ein eilig arrangiertes Treffen der christlichen Gemeinden der Gegend, ein Gottesdienst für eine Stadt in Furcht und Trauer, wie der Pfarrer sagt. Mindestens 17 junge Menschen haben sich in weniger als eineinhalb Jahren rund um Bridgend umgebracht, erhängt.

Jenna Parry war die Letzte, ein Spaziergänger entdeckte ihre Leiche kurz nach Sonnenaufgang, neben einer Hundewiese.

An dem Baum, den sie sich zum Sterben ausgesucht hatte, haben ihre Eltern einen Brief abgelegt: „Warum hast du uns verlassen, kleiner Schmetterling?“

Herr, fleht der Pastor, lass uns verstehen, was gerade bei uns geschieht. Er hebt die Arme Richtung Kirchendecke. Dann be-

ten sie: für die Familien, die toten Kinder, die noch lebenden. „Lasst uns beten, dass die Selbstmorde aufhören.“ Niemals soll sich so etwas wiederholen.

No more, nie mehr.

No more, antwortet die Gemeinde, no more, erst leise, dann wütender, ein anschwellendes Murmeln. No more!

Für die Menschen in Bridgend, für die Zeitungen, für die Fernsehteams aus aller Welt, die in die südwalisische Kleinstadt gereist sind, ist Jennas Tod Teil einer unheimlichen Serie. Mindestens 17 Tote, der Jüngste 15, der Älteste 27 Jahre alt, alle starben durch Erhängen, viele im Haus ihrer Eltern.

Ist die Arbeitslosigkeit schuld? Der Alkohol, die Drogen, die Langeweile? Welche Rolle spielt das Internet, Web-Seiten, wo sich die Jugendlichen virtuelle Identitäten geben?

Warum töteten sich die meisten zu Hause, ganz

nah bei ihren Eltern? Und: Wieso hatte der Tod eine solche Anziehungskraft für sie?

Zu Beginn waren es ausnahmslos Männer, 17, 19, selten älter als 22, und ein gutes Jahr lang blieb das so. Ein paar von ihnen kannten sich, es waren meist lockere Freundschaften, geschlossen im Pub oder, häufiger, über das Internet.

Dale Crole war der Erste. Seine Leiche wurde Anfang 2007 in einem Lagerhaus gefunden.

Am 18. Februar folgte ihm sein Kumpel David Dilling.

Thomas Davies war mit beiden befreundet. „Sag, dass du mir so etwas nicht antun würdest“, bat seine Mutter.

„Ich würde dir niemals weh tun“, antwortete Thomas. Ein paar Tage später erhängte er sich in einem Park.

Von den nächsten neun hatten manche ein Motiv – oder das, was sie dafür hielten: die Trennung von



der Freundin, Ärger mit der Polizei. Die wenigsten waren in Bridgend selbst zu Hause, die meisten lebten in den Außenbezirken oder in den Tälern. Bis auf einen hinterließ keiner einen Abschiedsbrief. Vielleicht wussten sie einfach nicht, wovon sie sich verabschieden sollten.

In gewisser Hinsicht markierte der Tod von Natasha Randall eine Wende. Die 17-Jährige aus Blaengarw im Garw-Tal erhängte sich am 17. Januar, sie war das erste Mädchen in dieser Serie. Wie viele andere hatte sie ein Profil bei Bebo.com, ein digitales Poesiealbum. Jugendliche schicken sich über diese Seiten Nachrichten, verabreden sich, flirten. Websites wie Bebo geben ihnen Geborgenheit, die Illusion, nicht allein zu sein. Mancher verzeichnet auf seiner Seite über 300 Freunde.

Natshas Freunde richteten nach ihrem Tod auf der Internet-Plattform eine Trauerseite für sie ein, „R.I.P.Tasha“. Sie wurde bisher über 16 000-mal angeklickt.

Die Polizei beschlagnahmte Natshas Computer und leitete eine Untersuchung ein. Gab es unter den Jugendlichen in Bridgend und Umgebung so etwas wie einen Selbstmord-Pakt? Einen virtuellen Todeskult?

Nach Natasha Randall erhängten sich noch vier weitere Jugendliche, darunter drei Mädchen, in immer kürzeren Abständen, zuletzt Jenna Parry. Die Toten schienen eine Gemeinschaft zu bilden, Zeitungen druckten ihre Porträts. Waren sie im Besitz einer Wahrheit, die die anderen nicht kannten?

Leah, 15, lebt in Pontycymer, im mittleren der drei Täler nördlich von Bridgend, in dem auch Natasha aufgewachsen ist: eine Post, zugenagelte Geschäfte, ein großer Friedhof. Samstags steht Leah mit ein paar Freunden unter dem Dach der Bushaltestelle gegenüber vom Supermarkt und bläst den Rauch ihrer Zigarette in den Nieselregen.

Pontycymer wuchs im 19. Jahrhundert durch den Kohlebergbau, auch die anderen Siedlungen in den Tälern blühten auf. Mitte der achtziger Jahre ließ die damalige Premierministerin Margaret Thatcher viele Zechen in Großbritannien dichtmachen, auch die in Pontycymer. Die Dörfer verwelkten, und mit ihnen die Menschen.

Für die Jugendlichen führen zwei Wege aus dem Tal: die Landstraße A 4064 und eine gutgefüllte Haschpfeife. Natasha hat einen dritten Weg gefunden.

Leah ging zu Natshas Beerdigung, gemeinsam mit ihrer 17-jährigen Freundin Rosanna. Eltern, Verwandte und Freunde weinten, es waren so viele Menschen gekommen, dass einige von ihnen vor der Trauerhalle warten mussten. Im Tod erfuhr sie endlich die Aufmerksamkeit, die sie im Leben vermisst hatte. „Ich dachte: Wenn die das schafft, schaff ich es auch“, sagte Rosanna später. Die Tote wurde zum Vorbild. Jemand, der es aus diesem verdammten Tal herausgeschafft hatte.

Wenige Tage nach Natshas Trauerfeier schlang sich Leah das Ladekabel ihres Handys um den Hals und schnürte es am Treppengeländer im Haus ihrer Eltern fest. Ihr Vater entdeckte sie, in letzter Sekunde. Ihre Freundin Rosanna knüpfte sich im Flur auf, ebenfalls zu Hause. Ihre Mutter rettete sie. Beide Mädchen kamen durch.

Wollten sie sterben, sehnten sie sich nach dem Tod? Oder konnten sie einfach so nicht länger weiterleben?

Steven und Jean-Paul, 13 und 15 Jahre alt, warten wie häufig an der Bushaltestelle

Sie streifte die Jacke ab und knotete einen Ärmel um ihren Hals. Den anderen Ärmel wickelte sie um einen Ast. Ihre Knie gaben nach, halb stand sie auf dem Boden, halb hing sie im Geäst, eine durchnässte Fee, besoffen im Gestrüpp. Jean-Paul, der ihr irgendwann gefolgt war, zerrte sie vom Baum. „Sie war so verdammt dicht“, sagt er. Leah, zum Leben zu traurig und zum Sterben zu betrunken, kam noch einmal davon.

Hat sie ihren Selbstmordversuch angekündigt? Nein, sagen ihre Freunde im



Dorf Pontycymer im Garw-Tal: „Herr, lass uns verstehen, was gerade bei uns geschieht“

von Pontycymer auf einen Erwachsenen, der sich überreden lässt, ihnen im Supermarkt gegenüber ein paar Dosen Bier zu kaufen. „Leah hat es wieder versucht“, sagt Jean-Paul.

Am Abend zuvor saß Leah mit Jean-Paul und drei weiteren Freunden auf den Holzbänken unten am Fluss, umhüllt von Dunkelheit. Die Jungs tranken Bier aus Blechbüchsen, die sie anschließend ins Wasser warfen; Leah umklammerte eine Zweiliterflasche Cidre, Apfelwein. Gegen 19 Uhr stand sie auf, wortlos, und wankte, vom Alkohol angenehm betäubt, einen schlammigen Pfad den Hang hinauf. Sie stolperte den Zaun hinter der Plastikfabrik entlang und blieb schließlich vor einem Baum stehen.

Auf den Fotos, die sie als „sexyleah“ auf Bebo.com hochgeladen hat, lacht sie nur selten, ihr Gesicht wirkt erloschen. Ihre selbstgebastelte Seite leuchtet pink und hellblau. Sie nennt sich „Tinker Bell“, eine Märchenfee kaum größer als eine Libelle, blond wie Leah selbst. Als Hobby gibt Leah an: rauchen, trinken, Spaß haben.

Bushäuschen. Spricht sie über ihre Traurigkeit? Kopfschütteln.

Der Bus kommt. Steven und Jean-Paul springen hinein, Gras besorgen.

Was ist los mit Bridgend? Was ist los mit seinen Kindern?

„Vielleicht muss man mit jemandem sprechen, den die Jugendlichen tatsächlich respektieren: mit dem Pfarrer.“

Reverend Mark Thomas hat Baukräne verkauft, jahrelang, bevor er den Ruf Gottes vernahm. Seine Kindheit verbrachte er in Pontycymer, in demselben Dorf, das Leah Phillips nicht länger aushält. Sein Vater grub Kohle aus der Erde, er ging in Rente, bevor die Zechen zumachen.

Mit dem Kohlebergbau verlor die Region ihr Rückgrat, ihren Stolz. Bridgend wurde zum Globalisierungsverlierer – „die Stadt hinter Tesco“, dem großen Supermarkt, wie viele hier sagen.

An diesem Samstagabend schlendert der Reverend durch die Straßen von Bridgend, es ist nach Mitternacht, es regnet, Thomas trägt einen Kapuzenpulli und die Wollmütze tief in die Stirn gezogen. Er sieht aus wie ein Typ aus einem Rap-Video. Knapp 40 000

Menschen leben in der Stadt, viele von ihnen lassen sich jedes Wochenende volllaufen. Vor dem „Ignite“ taumeln Jungs in T-Shirts und mit Biergläsern in der Hand. Einer wankt auf ihn zu und greift nach seiner Hand.

Thomas patrouilliert jedes Wochenende durch Bridgend, vorbei an Pubs und Clubs. Er hat die „Street Pastors“ gegründet, eine Art Sozialarbeitertruppe Gottes. Mit seinen Straßenpfarrern hilft er den Jugendlichen, die betrunken auf dem Pflaster liegen, wieder auf die Beine, ruft ihnen Taxis oder klebt Pflaster auf Schürfwunden.

Die Jugendlichen, sagt Thomas, suchen Halt im Exzess, im Alkohol, in Drogen. „Das ist das Problem: Sie übertreiben.“ Sie kennen kein Maß und keine Mitte.

Viele Jugendliche leiden unter dem Gefühl, vom Leben herumgestoßen zu wer-

„Die Leute hier fallen durch das Netz: rechts, links und in der Mitte“, sagt Tracy Roberts. Die 38-Jährige hockt in ihrem kleinen Wohnzimmer in Port Talbot, einer grauen Küstenstadt, etwa 20 Kilometer von Bridgend entfernt. Ihre Stimme ist dunkel, sie spricht langsam, wie gelähmt von einer übergroßen Müdigkeit. In der Ecke ihres Wohnzimmers steht auf einem kleinen Regal eine Urne.

Anthony Martin, ihr einziger Sohn, war 19, als er nicht mehr weiterwusste. Er warf ein Kabel über die Tür und befestigte es an der Klinke. Auf der anderen Seite der Tür legte er sich das Kabel um den Hals.

Nach der Schule hatte er einen Job im Sony-Werk gefunden. Er half in der Kantine, füllte Getränkeautomaten auf und sammelte Tablets ein. Als das Werk geschlos-

Nach seinem Tod fand Tracy Roberts eine Broschüre in seiner Wohnung, ein Ratgeber für Menschen, die sich selbst verletzen, die selbstmordgefährdet sind.

Anthony hatte einige Sätze unterstrichen, mit schwarzem Kuli, häufig hatte er auch einen ganzen Absatz eingekreist.

„Ich musste immer machen, was andere Leute für richtig hielten. Niemand hat mich je gefragt, was ich will“, ist einer dieser Sätze.

„Die Leute denken immer, ich sei glücklich. Sogar wenn ich sage, dass ich niedergeschlagen bin, glauben sie, ich mache Spaß. Am Ende habe ich Tabletten genommen – nicht um zu sterben, sondern um ihnen zu beweisen, dass es mir tatsächlich nicht gutgeht.“

„Manchmal habe ich das Gefühl, sterben zu müssen vor lauter Traurigkeit.“

Zu Beginn der Broschüre sollte Anthony ankreuzen, wie er sich fühle, zur Auswahl standen Begriffe wie „verstört“, „traurig“, „verletzt“, „verzweifelt“ oder „ohne Hoffnung“, acht Möglichkeiten insgesamt.

Anthony zog einfach einen Kreis um alle.

In Pontycymer lehnt Tina Phillips im Türrahmen, Leahs Mutter, die Mutter des Mädchens, das sich „Tinker Bell“ nennt. Es ist früher Nachmittag, sie trägt einen blassrosa Pyjama, aus dem Wohnzimmer dringt das Geräusch des Fernsehers. Die 41-Jährige arbeitet als Verkäuferin in Bridgend. Gibt ja keine Arbeit hier im Tal, sagt sie.

Früher ist sie mit ihren Freundinnen die Berge hinaufgestiegen, es war ihr Weg, dem

engen Tal zu entkommen. Sie hatten Limonade dabei und Sandwiches, sie sammelten Blaubeeren, und als sie oben waren, setzten sie sich ins Gras. Warum macht Leah das nicht auch? Warum muss sie unten vor der Bushaltestelle herumhängen? Warum, fragt Tina Phillips, ist Pontycymer so kalt geworden?

Sie sagt: „Leah ist seit eineinhalb Jahren praktisch stumm. Sie erzählt nicht, wie sie sich fühlt, wohin sie geht. Wenn sie überhaupt redet, dann droht sie damit, sich umzubringen.“

Ein Wagen bremst vor der Tür. Leah steigt auf, sie war mit ihren beiden Brüdern unterwegs. Seit dem letzten Selbstmordversuch ist sie in Behandlung, aber auch mit dem Psychologen redet sie nicht.

Leah geht auf ihre Mutter zu, die in der Eingangstür steht. Tina Phillips blickt ihre Tochter an. Leah geht an ihr vorbei ins Haus und sagt kein Wort.

HAUKE GOOS, CHRISTOPH SCHEUERMANN



Opfer-Mutter Roberts: „Das Gefühl, sterben zu müssen vor lauter Traurigkeit“

den, sagt er. Einige wenden sich an die Telefonseelsorge. Sie sind wochenlang deprimiert, bis zu jenem Moment, in dem sie beschließen, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Dann schlägt die Verzweiflung um in Freude; zum ersten Mal erleben sie, wie es ist, Kontrolle zu besitzen, und sei es über den eigenen Tod.

Mittlerweile hat Wales reagiert. Aus Schottland soll die Anti-Selbstmord-Strategie „Choose Life“ übernommen werden. Die Verantwortlichen hoffen, die Zahl der Selbstmorde bis 2012 um zehn Prozent zu verringern.

Es dürfte nicht ganz einfach werden, die Folgen eines Problems abzumildern, dessen Ursachen niemand kennt.

Fast jeder in der Stadt weiß inzwischen von jemandem, der sich umgebracht oder es versucht hat. Die Selbstmordrate in Wales ist deutlich höher als im übrigen Großbritannien, die Selbstmordrate von Bridgend ist höher als die von Wales.

sen wurde, war Anthony arbeitslos. Er zog nach Bridgend, in eine kleine Wohnung; fast täglich ging er zum Arbeitsamt, füllte Bewerbungen aus, über hundert insgesamt. Die meisten Firmen antworteten nicht einmal.

Anthony zog sich zurück. Er magerte ab, ein ohnehin schon sehr schlanker Junge, als wollte er sich unsichtbar machen. Zweimal nahm er Tabletten, zweimal wurde er gerettet. An einem Sonntag Ende April 2007 verabschiedete er sich von seiner Mutter. „Nächste Woche bin ich sehr beschäftigt“, sagte er. „Du wirst mich schwer kriegen. Mach dir deswegen keine Sorgen.“

Als man ihn fand, stand er immer noch an der Tür, nur die Knie leicht eingeknickt. „Er hätte sich jederzeit fürs Leben entscheiden können“, sagt Tracy, seine Mutter. „Aber er wollte nicht.“

Anthony hinterließ seinen Freunden einen Zettel: „I can't take no more.“ Ich kann nicht mehr.